

„Das hat viele unserer Gäste sehr verblüfft“

Interview mit Steffen Kopetzky, künstlerischer Leiter der Biennale Bonn

Heinz Werner Wessler

Steffen Kopetzky (geb. 1971), künstlerischer Leiter der Biennale Bonn (www.biennale-bonn.de), hat Philosophie und Romanistik in München, Berlin und Paris studiert. Als Roman- und Schauspielautor wurde er vielfach ausgezeichnet, unter anderem mit dem Kurt-Magnus-Preis der ARD und dem Else-Lasker-Schüler-Preis für Dramatik. Einige Wochen nach dem aufregenden indischen Theaterfestival (13.-21.5.2006) war Gelegenheit für das folgende Interview, in dem Steffen Kopetzky noch einmal im zeitlichen Abstand Motivationen und Einschätzungen auch über das Ereignis hinaus zum deutsch-indischen Kulturaustausch insgesamt zum Ausdruck bringt.

Herr Kopetzky, wie sind Sie darauf gekommen, sich 2006 bei diesem großen Theaterfestival auf das Thema Indien zu verlegen?

Zunächst mal suchen wir natürlich für ein solches Festival nach Themen, die einerseits nicht einfach modisch sind. Andererseits müssen sie aber doch einem spürbaren Publikumsinteresse nahe liegen. Wir haben 2002 mit New York angefangen [Thema der Biennale 2004], da war das Interesse offensichtlich – durch die Anschläge vom September 2001, durch die Sicherheitspolitik der USA nach den Attentaten. New York wurde zum Chiffre für den Ort, wo die neue Sicherheitslage angefangen hat. Danach hatten wir das Gefühl, wir sollten nach Asien schauen – zu dem Kontinent, dem dieses Jahrhundert sozusagen versprochen ist. Letztlich gibt es da die zwei großen Staaten, die uns gedanklich und emotional vordringlich beschäftigen, China und Indien. Wir waren dann fest entschlossen, angesichts einer gewissen Dominanz Chinas in der Öffentlichkeit, unsere Aufmerksamkeit nach Indien zu richten – auch weil Indien ein Land war, das in Zeiten der Krise oder – wenn man so will – der Selbstbefragung, der Unsicherheit in Europa als

ein Land galt, das durch seine alte Kultur und durch seine Tradition Anleitung und Vorbild für das europäische Selbstbewusstsein sein konnte. Dieser Tradition wollten wir uns anschließen, aber auch das Alte und das Neue verbinden. Wir interessieren uns ja für das Theater der Gegenwart.

Also Tradition und Moderne – hatten Sie denn schon Erfahrungen mit Indien im schauspielerischen Bereich oder sonst irgendwie?

Überhaupt nicht. Wir wussten von dem Festival „Theater der Welt“ in Stuttgart, das 2005 stattgefunden hat, bei dem es aber zum Schluss nur zur Einladung einer einzigen Produktion gekommen war. Daher wussten wir auch schon, dass es nicht ganz einfach sein würde, da zu recherchieren.

Wie bewerten Sie Ihre Erfahrungen dabei, ganz ohne interkulturelle Vorbildung auf Indien angesetzt gewesen zu sein?

Wir hatten das Glück, dass auf unserer ersten Reise nach Indien unheimlich viel im Vorfeld schief ging. Deswegen waren wir gewarnt – und waren damit auch irgendwie auf den richtigen Weg gebracht. Es fing damit an, dass mein Visum verloren ging. Daraufhin mussten meine Flüge umgebucht,

nach hinten verschoben werden. Wir hatten ein ganz unmögliches, in einem Slumgebiet in Delhi liegendes Hotel gebucht. Wir hatten uns eben ziemlich blauäugig auf den Weg gemacht. Dann hat ein junger, uns vom Goethe-Institut empfohlener Mann mich sozusagen vor dem Hotel um zwei Uhr morgens abgefangen und hat uns ganz schnell in die Umstände und Schwierigkeiten des indischen Geschäfts- und Kulturlebens eingeführt, so dass uns von Anfang an ziemlich klar wurde, dass wir, um das Festival machen zu können, eine feste Basis in Indien brauchen. Wir haben dann diesen jungen Mann, Akshay Pathak, zu unserem festen Assistenten gemacht. Dieser verlässliche Verbündete vor Ort, der die Leute kennt, vor Ort ist, und immer wieder nachhaken, recherchieren, organisieren konnte, war ganz, ganz wichtig.

Würden Sie sagen, entscheidend für den Erfolg war, dass Sie einen guten lokalen Partner vor Ort hatten?

Ja, ich glaube, dass man einfach Übersetzung im umfassenden Sinn braucht – einfach das ganze Vokabular, wenn es dann tatsächlich um Verabredungen, Termine usw. geht, das ist halt anders geartet in Indien.



Thomas Bärthlein, Elena Kruskemper (Managerin der Biennale) und Steffen Kopetzky auf der Jahrestagung des Südasiensbüros, Arbeitnehmer-Zentrum Königswinter 7. Mai 2006

Was heißt das?

Es gibt so etwas wie feste Zusagen, und das ist zum Beispiel für die indischen Partner das Entscheidende. Und dann gibt es eine unglaubliche Toleranz bei Terminen. Man kann dann ausmachen, bis zu dem und dem Zeitpunkt muss dies und jenes gemacht werden – und dann stellt man fest, in dem Augenblick, wo man eine feste Zusage macht, verschwindet die Bereitschaft, Termine zu halten. Man fragt dann immer wieder nach und kommt einfach nicht weiter. Das kann einfach zu großen Frustrationen führen, wenn man nicht jemanden hat, der vor Ort in der gleichen Sprache nachfragt und drängt.

Sie haben also diese und andere sozusagen interkulturellen Probleme meistern können, 290 Künstler aus ganz Indien nach Bonn gebracht, ohne zwischendurch der großen Frustration zu verfallen?

Also, es gab in unserem Team gewisse Frustrationen zwischendurch, aber wir haben uns in Indien verliebt. Ich würde sagen, meine eigene Aufgabe war gefühlsmäßig, irgendwie selbst ein Inder zu werden. Letztlich ist die Frustration, die wir erlebt haben, nicht etwas, das nur ein Europäer erlebt, der mit Indern zu tun hat, sondern etwas ist, das Inder täglich erleben. Im Umgang mit Behörden zum Beispiel, mit der unglaublichen Bürokratie, die bezogen auf die Kultur eben auch massiv, altmodisch, überbesetzt, verwaltungsbesessen und herrschsüchtig ist. Die Verwaltung, wie wir sie erlebt haben, ist eine, die jeder Inder erlebt, der etwas aufbauen und aufziehen möchte. Von daher war diese Erfahrung unumgänglich.

Indische Frustration mit indischen Behörden, aber vielleicht auch indische Frustration mit den Europäern, mit Ihnen? Haben Sie das mal gespürt?

Das gab es bestimmt. Das ist eben auch ein Prozess gegenseitigen Kennenlernens. Das klingt jetzt abgegriffen – aber wenn man was zusammen macht, ist das zu spüren. Bestimmte Begriffe, auch bei englischen Vokabeln, sind gleich, aber die Räume dahinter sind einfach ganz andere.

Zum Beispiel?

Für einen indischen Ingenieur, für einen indischen Bühnenbildner ist es im Prinzip ausreichend, dass er sagt, er weiß, er kann einen Bauplan machen. Dass man ihn tatsächlich braucht und dass er sich nicht von einem zum anderen Mal ändern darf, weil wir hier eben fest eingerichtete Theaterbühnen haben, das war einfach schwer zu vermitteln, weil es diese Theaterräume dort nicht gibt. Die Improvisation ist in Indien eigentlich Bestandteil bis zur Uraufführung. Bei uns ist ab einem bestimmten Punkt einfach alles geregelt. Man spricht dann über einen Plan, die

indische Seite versteht darunter eine Art Plan zur Improvisation, unsere Seite versteht darunter einen fixierten Plan mit Zeichnungen.

Das war ja auch eines der Dinge, die bei den deutschen Übersetzungen eine große Rolle spielten – dass das bei den Aufführungen in Bonn funktioniert hat, setzte ja voraus, dass nicht improvisiert wird.

Richtig, auch das war etwas, das unsere indischen Gäste mit einem gewissen Erstaunen, aber auch mit einer spürbaren Bewunderung für unseren Perfektionismus lernen mussten und akzeptiert haben.

Haben Sie den Eindruck, das hat funktioniert, das mit dem Wagnis, diese Übersetzungen auch aus den indischen Sprachen machen zu lassen?

Ich glaube schon. Es ging gar nicht um philologische Genauigkeit, sondern darum, dass unser Publikum den Stücken folgen konnte, und zwar besser als wenn man nur eine grobe Inhaltsangabe macht und das dann so laufen lässt. Es ging darum, das Publikum selbst mit dem Stück und mit dem Theatererleb-

„Bollywood and beyond“ in Stuttgart

In seinem dritten Jahr ist das indische Filmfestival im Juli in Stuttgart bereits zu einer Institution geworden. Bis 2008 soll „Bollywood and beyond“ zum größten indischen Filmfestival außerhalb Indiens avancieren, so die Ambitionen des Stuttgarter Oberbürgermeisters Wolfgang Schuster. Anlass dafür gibt es genug, denn Hindi-Filme à la Bollywood haben inzwischen auch in Deutschland ihre eigene – wachsende – Fangemeinde. Zudem will Stuttgart 2008 das 40jährige Bestehen seiner Städtepartnerschaft mit der Bollywood-Metropole Mumbai feiern, aus der auch in diesem Jahr ein großer Teil der Festival-Beiträge kam. Die Kassenschlager aus Bollywood dominieren das Image des indischen Kinos im Ausland. Doch die Festival-Veranstalter vom Filmbüro Baden-Württemberg haben über den Tellerrand von Bollywood hinausgeschaut, z.B. in den Süden, wo die Filmindustrie in den Regionalsprachen Tamil, Malayalam und Telugu ein Millionenpublikum erreicht, oder nach Kalkutta, wo Klassiker der indischen Filmgeschichte (z.B. „Ajantrik“) entstanden sind. So gab das umfangreiche Filmprogramm von über 100 Vorführungen vielfältige Einblicke in die indische Filmszene. Eine wichtige Rolle spielten neben den Spielfilmen auch Dokumentarfilme, z.B. über die Eunuchen (Hijras) von Mumbai („Harsh Beauty“, „Between the Lines“) die Wäscher („Dhobigat“) und Müllsammelerinnen („Ragpickers“), oder die Rikscha-Fahrer von Pondicherry („Men of Burden“) sowie Kurz- und Animationsfilme, die sich in Indien erst langsam ihren Platz in der Filmszene erobern. (Christina Kamp)

nis, wie man es in Indien haben würde, in Verbindung zu bringen. Da ist die Originalsprache auf der Bühne einfach notwendig.

Die Zuschauerbeteiligung war ja recht erfolgreich – sicher von Stück zu Stück unterschiedlich, aber wie würden Sie das beurteilen? Hatten Sie den Eindruck, das ist irgendwie angekommen? Und dann von der indischen Seite: In Indien ist das Publikum mit Zwischenrufen und Zwischenapplaus ja viel aktiver dabei, wie hat das verhaltene Bonner Publikum auf die indischen Gäste gewirkt?

Ich bin ziemlich sicher, dass das sehr gut angekommen ist, das konnte man an den Applausorgien erkennen. Ich glaube, das gewisse Erstaunen der indischen Akteure, dass während der Aufführung sicher eine ganz andere Atmosphäre da ist als in Indien – das ist das eine. Nach dem Stück ist es dann umgekehrt, da gibt es in Indien keinen zehnmütigen Applaus, da klatscht man einmal und dann steht man auf, um sich eine Erfrischung zu holen. Das hat viele unserer Gäste sehr verblüfft, begeistert und in Erstaunen über unsere Theatertradition versetzt. Dieses konzentrierte Zuhören, das ganz still ist und sich dann am Ende entlädt, ist eben auch etwas ganz Phantastisches.

Wir gehen jetzt auf die Frankfurter Buchmesse zu, ebenfalls mit dem Indischschwerpunkt dieses Jahr. Dann war da die Hannover-Messe, mit Premierminister Manmohan Singh zur Eröffnung. Vielleicht sagen die Leute nächstes Jahr, also von Indien haben wir jetzt erstmal genug, aber das sind alles auch Symptome einer sich verstärkenden Präsenz Indiens in Kultur und Wirtschaft. Wie würden Sie in dieser Dynamik sich verändernder Indienbilder die Biennale verorten? Hat sie Modelcharakter, zeigt sie an, dass sich im künstlerischen Bereich die Kommunikation verdichtet? Oder sind das Blützlichter, die kommen und gehen?

Also, es hängt ganz wesentlich davon ab, in wie weit die indische Gesellschaft und die indischen Kulturbehörden begreifen, wenn es um den Kontakt mit Europa geht, Kultur in Europa unheimlich wichtig ist, dass von hier aus entscheidende Impulse ausgehen. In Indien sind die meisten Gruppen auf sich selbst gestellt, erfahren praktisch keine Förderung, müssen alles selbst auf die Beine stellen.

... eine ganz andere Theaterwelt als bei uns.

Ja. Unsere Zusammenarbeit mit der indischen Botschaft war allerdings ganz vorzüglich, sie hat sich sehr engagiert. Doch auch die Botschaft ist an Grenzen gestoßen, die von den Behörden in Indien, von der Kulturförderung selbst einfach aufgestellt sind. Man begreift, dass man vorzeigbare Gruppen braucht, um sich mitteilen zu können, um auch ein von den gängigen Klischees abweichendes Bild des Landes zeigen zu können. Das bedeutet einerseits Förderung, das betrifft aber auch die Reismöglichkeiten, die Ausstattung mit Pässen, die Unterstützung in logistischer Hinsicht – da hat sich aber viel getan, und da war die Biennale ein konzentriertes Ereignis, vielleicht auch Katalysator. Wir haben uns wirklich Mühe gegeben, das richtig zu organisieren, die Unwägbarkeiten, das Nichtorganisierte, das von indischer Seite einfach da-

bei war, mit einer noch hartnäckigeren Organisation zu überspielen. Ich glaube schon, dass wir da Eindruck gemacht haben, und dass das auch Vorbild sein kann für indische Kulturarbeit in Zukunft, von der Basis her.

Von der Basis her oder von staatlicher Seite her, ist das nicht ein Interessenkonflikt?

Im Einzelfall ja. Das Wesentliche wird sich ein Künstler nicht abkaufen lassen. Entscheidend ist, dass die indischen Behörden vielleicht gesehen haben, dass es weniger darum geht, die künstlerischen Inhalte zu bestimmen. Das war ja das, was sie haben wollten, sie wollten die künstlerischen Inhalte beeinflussen, wollten, dass man reine, klassische Sachen bringt. Gleichzeitig haperte es am Organisatorischen. Wir haben ihnen eigentlich gezeigt, dass das Inhaltliche Sache der Künstler sein sollte, dass das, worum sie sich bemühen sollten, das Organisatorische ist, oder auch Basisdinge: Grundsätzliche Möglichkeiten zum Üben, grundsätzliche Möglichkeiten, Programme zu erstellen, Reismöglichkeiten. Unterstützung bei diesen Sachen ist einfach wichtig, und da haben die indischen Behörden noch viel zu lernen. Gerade das Begreifen, dass nichts so frisch und lebendig ist, wie Künstler, die man machen lässt und die man einfach in den äußerlichen Dingen unterstützt. Also nicht, indem man Einfluss nimmt auf ihre Inhalte.



Stefan Mentischel

Rettet die Narmada –
rettet die Menschen